

ALAN M. CLARK

AM SEIDENEN FADEN

EIN OPFER VON
JACK THE RIPPER

Aus dem Amerikanischen von
Kerstin Fricke



Deutsche Erstveröffentlichung

Titel der Originalausgabe:

OF THIMBLE AND THREAT:

THE LIFE OF A RIPPER VICTIM

© 2011 by Alan M. Clark

By arrangement with the author

© für die deutschsprachige Ausgabe 2013 by Voodoo Press

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Alle Akteure dieses Romans sind fiktiv, Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Titelbild: © Alan M. Clark

ISBN 978-3-902802-54-5

www.voodoo-press.com

EIN FINGERHUT

BERMONDSEY, LONDON 1855

Katie nahm den versilberten Fingerhut aus dem Nähzeug, das auf dem Tisch lag, und verbarg es in ihrer Hand, sodass ihn ihre Mutter Catherine nicht sehen konnte. Sobald er in den Stoffalten auf ihrem Schoß verborgen war, nahm sie den alten, verbeulten, schwarzen Fingerhut vom Finger und schob den silbernen darauf. Wenn sie ihre Hände immer in Bewegung hielt, würde Catherine es vielleicht nicht merken. Das Metall, das sich zuerst kühl angefühlt hatte, wurde rasch wärmer und lag glatt und angenehm an ihrem Finger.

Obwohl sie zum Mittag eine halbe Kartoffel gegessen hatte, war Katies Hunger noch nicht gestillt. Sie hatte zwar nicht vor, deshalb etwas zu sagen, weil sie die Gefühle ihrer Mutter nicht verletzen wollte, aber ihr knurrender Magen sprach eine deutliche Sprache. Als das Knurren immer lauter wurde, lächelte Catherine finster. »Du bist ein gutes Mädchen«, meinte sie, »und immer bereit, deiner Mutter zu helfen.«

Katie konnte sich genauso gut mit Small Talk ablenken. »Seit Vaters Tod hast du so viel härter gearbeitet. Wenn ich dir nicht helfe, schuftest du dir noch die Finger wund.« Ihre Stimme klang ernst, was sie jedoch nicht so meinte und auch mit einem süßen Lächeln abmilderte. »Außerdem ... habe ich dich gern für mich alleine.«

Es war schön, dass sie die Nachmittage und Abende zusammen verbringen konnten. Sie saßen am Tisch, unterhielten sich und flickten die Kleidungsstücke, die Catherines Arbeitgeber ihr jeden Tag mit nach Hause gab, ersetzten Knöpfe, die in der Wäsche verloren gegangen waren, oder nähten aufgerissene Säume wieder zu.

»Ich arbeite härter, aber so haben wir es auch viel bequemer als in der Dachkammer, und ich muss nicht so weit laufen.«

Ihre Mutter hatte fünf Jahre lang von ihrem alten Zim-

mer in South Bermondsey nach Bermondsey laufen müssen, und darunter hatten ihre Füße sehr gelitten. Genau in diesem Zimmer war ihre Mutter all die Jahre ihrer Arbeit als Spülerin nachgegangen. Katie hatte sich hier immer gern aufgehalten, bevor es ihr Zuhause geworden war, weil es in der Wäscherei munter zuging und nach Seife duftete. Daher war es im Sommer ein freudiger Tag gewesen, als der Arbeitgeber ihrer Mutter die Wäscherei in die Nachbarschaft verlegt hatte und Catherine das Zimmer zu einem guten Preis hatte mieten können. Inzwischen war es Herbst geworden, aber trotz des Schimmels und Drecks roch es hier noch immer nach frischer Seife.

»Ich könnte von der Schule abgehen und dir öfter helfen.«

»Nein, wir haben Glück, dass es die Armenschule gibt. Du musst etwas lernen, und mir macht die Arbeit nichts aus.«

Katie freute sich über die Antwort ihrer Mutter, da sie gern zur Schule ging.

Catherine band den blauen Faden fest, mit dem sie gerade näht, und trennte ihn mit ihren schiefen, gelben Zähnen durch.

»Wenn du gut auf dich und deine Familie aufpasst«, meinte sie mit nachdenklichem Seufzen, »dann wird es immer etwas Schönes, etwas Bewährtes in deinem Leben geben.« Sie beugte sich zu Katie und nahm das Kinn des Mädchens in die Hand. Die Hand einer Spülerin war rau, doch das machte Katie nichts aus. »Ich hab *dich*«, sagte Catherine mit müdem Lächeln. Ihr Gesicht war von tiefen Falten durchzogen und sah immer besorgt aus, doch es war auch das wärmste und liebevollste Gesicht, das es gab.

Katie lächelte. Wenn ihre Mutter von »etwas Bewährtem« sprach, dann meinte sie etwas Gutes und Reines, aber weil Katie das Glänzen und den Wert des Silbers mochte, stellte sie sich immer vor, Catherine würde von diesem Metall sprechen. Sie erschauerte, als sie das Silber des Fingerhuts berührte.

»Vielleicht bringt Christopher etwas zum Abendessen mit«, sagte Catherine. Katies Bruder Christopher und ihre Schwes-

tern Emma und Margaret arbeiteten im West End als Straßenkehrer. Wenn sie gut verdienten, brachten sie Fisch mit nach Hause.

Katie verdrängte den Gedanken an den Hunger und konzentrierte sich auf das Nähen. Es war zwar töricht anzunehmen, dass ein silberner Fingerhut besser war als einer aus Blech, doch der silberne schien es ihr zu vereinfachen, die Nadel und den Faden durch den Stoff und die Knöpfe zu schieben. Sie arbeitete besser und schneller als zuvor. Etwas an dem Silber trieb sie zur Eile an, auch wenn sie nicht wusste, was das war. Wenn sie ihren eigenen silbernen Fingerhut hätte, wie viel könnte sie dann wohl erreichen?

Catherines Arbeit als Spülerin reichte hinten und vorne nicht, daher nahm sie alle sonstigen anderen Möglichkeiten wahr, um Geld zu verdienen, und Katie half ihr, wo sie nur konnte. Obwohl Katie erst dreizehn Jahre alt war, wusste sie, dass es vor allem ihr eigener Beitrag zum Wohlergehen ihrer Familie war, der ihre Mutter anstachelte. Sie half Catherine gern, hatte aber auch eigene Ideen, wie sich ihre Lage verbessern ließ.

»Wenn wir Näharbeiten für Tante Elizabeth übernehmen würden ...«

»Du weißt, dass ich das nicht tun werde«, schnitt ihr Catherine in schroffem Tonfall das Wort ab.

»Ja, aber ich verstehe den Grund dafür nicht«, erwiderte Katie ruhig und hoffte, dass ihre Mutter wieder etwas ruhiger wurde.

»Ich werde von diesem Mann nichts annehmen.« Es fiel Catherine offenbar schwer, nicht die Fassung zu verlieren.

»Von Onkel William?« Normalerweise war er betrunken, aber harmlos.

»Genug davon«, entschied Catherine. »Ich kann nicht erwarten, dass du das verstehst.« Die Spannung in ihrer Stimme wich einem feuchten Husten, und sie beugte sich vor. Ihre Hustenanfälle waren an Tagen wie diesem am schlimms-

ten, wenn der dichte, gelbe Rauch, auch Londoner Erbsensuppe genannt, tief über der Stadt hing. Alarmiert aufgrund der Dauer des Anfalls, legte Katie ihre Näharbeit beiseite und nahm ihre Mutter in die Arme.

Schließlich lehnte sich Catherine wieder an und wischte sich den Mund mit einem fleckigen Taschentuch ab.

»Geht es dir wieder besser?«, erkundigte sich Katie.

Catherine tat ihre Sorge mit einer Handbewegung ab. »Ich liebe meine Schwester, aber ihr Gatte ist kein guter Mann«, sagte sie nach einem Moment. »Dabei sollten wir es belassen.«

»Ja, Mum. Ich wollte dich nicht aufregen.« Katie griff nach der Hand ihrer Mutter.

Nein, sie wird ihn sehen!

Sie versuchte, die Geste zu unterlassen, aber es war zu spät und der silberne Schimmer hatte bereits die Aufmerksamkeit ihrer Mutter erregt.

Katie rechnete damit, dass sie wütend werden würde, doch Catherine zog ihr nur sanft den Fingerhut vom Finger und legte ihn wieder zurück zum Nähzeug. »Du weißt, dass du einen vernünftigeren benutzen sollst. Ein Fingerhut aus Blech ist genauso gut. Wenn du schon etwas Ausgefallenes haben musst, dann nimm den aus Porzellan.«

»Warum hast du ihn, wenn du ihn nie benutzt?« Die Worte schossen nur so aus Katie heraus.

»Er ist hübsch, das ist alles«, antwortete Catherine, die sich ganz offensichtlich bemühte, ruhig zu bleiben. »Du solltest den silbernen nicht benutzen und hast ihn dennoch genommen. Eine solche Unehrllichkeit ist nicht gut und ganz bestimmt nicht damenhaft.«

Bei dem Gedanken brauste Katie erst richtig auf. »Wenn ich eine Dame wäre, dann hätte ich jede Menge silberne Fingerhüte und andere Reichtümer.«

»Du bist kein Kind mehr. Dein Temperament wird dir nur Ärger einbringen, und andere werden schlecht über dich denken. Nimm dir ein Beispiel an deinem Vetter Charles. Er

ist zu jung, um so viel zu trinken und sich so oft zu prügeln, wie er es tut. Er hat schon mehr als eine Nacht im Gefängnis verbracht. Das Leben besteht nicht nur aus Kuchen und Bier. Aus ihm wird nichts Gutes mehr werden.«

Das hörte Katie gar nicht gerne. Obwohl Charles häufig zechte und einen schlechten Ruf hatte, war er ihr Lieblingsvetter. Er war drei Jahre älter als sie, und sie waren einander längst aufgefallen, doch ihre Mutter hatte sie getrennt, was sie ärgerte.

Katie runzelte die Stirn, nahm einen Blechfingerhut aus dem Nähzeug und drehte ihren Stuhl so, dass sie ihrer Mutter den Rücken zuwandte, bevor sie weiternähte.

»Das Leben eines hübschen Mädchens ist schwer, Katie. Hübsche Mädchen sehnen sich nach schönen Dingen und kennen Wege, wie sie sie bekommen können. Sei vorsichtig, was du tust, um zu bekommen, was du willst.«

Catherines wehmütiger Tonfall gefiel Katie gar nicht.

»Ja, du bist noch immer ein Mädchen, aber gleichzeitig auch eine junge Frau«, fuhr Catherine fort.

Katie musste trotz ihrer Verstimmung lächeln und war froh, dass ihre Mutter es nicht sehen konnte.

»Wir sind zwei arme Frauen«, sprach Catherine weiter, »unter anderen armen Frauen, die sich in den dunklen Ecken Londons niedergelassen haben. Denk an den kalten Ruß, der überall zu Boden fällt – er stört dich nicht weiter, bis er sich in deinem Zuhause, deiner Küche und deinem Bett breitmacht. Dann ist er lästig und muss auf die Straße gekehrt werden. Werde nicht ebenfalls lästig, Katie.«

Sie sagt, ich wäre eine Frau, und verdirbt es dann, indem sie mich mit dem Ruß vergleicht.

»Eines Tages wird der silberne Fingerhut dir gehören«, erklärte Catherine. »Du wirst ihn benutzen, und dann wird er bald gar nicht mehr schön aussehen. Ich weiß, dass es so kommen wird. Hoffentlich dauert es viele Jahre. Achte darauf, dass du dich nicht so verausgabst, wie es deine arme

Mutter getan hat. Aber selbst dann, wenn du tust, was du für das Richtige hältst, darfst du nicht vergessen, dass die Schönheit im Inneren immer bleibt. Das ist es, was mich aufrecht hält.«

Die Schönheit? Das Silber? Etwas Gutes und Reines? Meint sie jetzt sich selbst, mich oder den Fingerhut?

Catherine war so gut, dass sie sich leicht vorstellen konnte, in ihrem Inneren gäbe es schönes weißes Metall, gleich unter ihrer Haut. Aber nein, Silber war hart und unnachgiebig, und ihre Mutter würde sich gar nicht bewegen können, wenn sie all das in sich hätte.

Dann musste Katie an Quecksilber denken. Das war das *Eilige* an Silber. Ihr Bruder Christopher hatte mal eine kleine Flasche mit der glänzenden Flüssigkeit mit nach Hause gebracht, als er in der Zündhütchenfabrik gearbeitet hatte.

Jetzt war ihre Mutter gut und rein, gefüllt mit dem hübschen Metall und konnte sich wieder bewegen.

Wenn ich richtig brav bin, sagte sie sich, dann werde ich so bluten, und dann ist meine Mum immer bei mir.

Catherines knurrender Magen riss Katie aus ihren Gedanken und erinnerte sie an die Schmerzen in ihrem eigenen Bauch und dass sie eigentlich wütend sein wollte. Sie drehte sich zu ihrer Mutter um. »Wenn du den Fingerhut nicht benutzen willst, dann könnten wir ihn verkaufen.«

»Das ist nicht deine Entscheidung. Er war ein Geschenk meiner Schwester.«

Katie wollte ihn auch gar nicht verkaufen. Sie wollte nur die eingefahrene Denkweise ihrer Mutter aufbrechen. Der Fingerhut war ein Wunderwerk, mit dem man schneller und angenehmer arbeiten konnte. »Vielleicht bist du zu stolz, um einen guten Rat von einem Kind anzunehmen.«

»So eine Unverschämtheit!« Catherine hob die Hand und wollte Katie schon schlagen, verzog dann jedoch gequält das Gesicht und wurde von einem weiteren Hustenanfall übermannt. Katie zuckte zusammen, als sie sah, dass sie hellrotes Blut in ihr Taschentuch hustete.

Das Leben in der alten Waschküche war auf einmal finsterner geworden. Katies Illusionen, dass sie mit ihren Bemühungen die Familie unterstützte und dass der Fingerhut der Schlüssel zu ihrem Erfolg sein würde, waren verflogen. Zukunftsangst machte sich in ihrem kleinen Körper breit, aber sie drängte sie zurück und hielt ihre Mutter in den Armen. Endlich setzte sich Catherine wieder aufrecht hin und wischte sich Mund und Nase ab.

»Es tut mir leid, Mum«, jammerte Katie. »Ich bin so ein ungezogenes ...«

»Nein, Kind, du bist nur hungrig ... in vielerlei Hinsicht.« Sie griff in das Nähzeug, holte den Fingerhut hervor und stellte ihn neben ihr Taschentuch auf den Tisch. »Der ist für dich.«

Katie weitete die Augen, aber als sie ihn ansehen wollte, sah sie nichts als den schrecklichen roten Fleck auf dem Taschentuch.

Zwei Röcke, einer grün, einer blau mit rotem Volant

Die Londoner Erbsensuppe war an dem Tag, an dem Catherine starb, so dicht, dass die Gaslampen auf den Straßen schon mittags angezündet wurden. Katie stellte sich vor, sie würden nur für ihre Mutter leuchten.

Sie und ihre Geschwister waren die Einzigen, die Catherines Beerdigung beiwohnten. Das Stück Sumpf neben der St. Bride's Church, in dem das Grab ihrer Mutter lag, stank nach faulen Eiern. Der dichte Nebel, der sich noch immer nicht gelichtet hatte, bildete eine Mauer um die Trauernden, die zu dicht war und zu wenig Luft durchzulassen schien. Katie wandte sich beschämt ab, als Catherines Leiche zusammen mit drei anderen in ein Armengrab geworfen wurde. Der Geistliche murmelte einige Gebete, und dann schaufelten drei zerlumpfte Totengräber die klumpige Erde zurück in das tiefe, feuchte Loch.

»Wir hätten etwas Geld zusammensparen und sie nicht hier, sondern auf heiligem Boden beerdigen lassen sollen«, sagte Katie mit schwankender Stimme, der man ihre Gefühle anmerken konnte.

Christopher runzelte die Stirn, sah auf seine Füße und trat unruhig von einem auf den anderen.

»Der Pfarrer sagt, wir haben sechs Monate«, meinte Emma. »Danach werden sie das Grab nicht mehr öffnen.«

»Wir haben jetzt schon wenig und werden in sechs Monaten noch weniger haben«, erwiderte Christopher auf eine so hastige Weise, die für einen Sechzehnjährigen viel zu praktisch zu sein schien. Er hatte rote Wangen und das dünne blonde Haar eines Kindes. »Du weißt doch, dass sie andere Menschen mochte. Hier hat sie Gesellschaft. Sie kommen bestimmt gut miteinander aus.«

Vielleicht sprach er über ihre Mutter, als ob sie noch am Leben wäre, um den Verlust besser zu verkraften. Das war seine Art, mit unangenehmen Situationen umzugehen.

»Du könntest wenigstens sagen, dass du es auch versuchen wirst«, sagte Margaret, die die Tränen kaum noch zurückhalten konnte.

»Na gut.« Christopher nickte ein wenig zu emsig, um noch glaubhaft zu wirken, aber sie sprachen nicht länger darüber.

* * *

Katie und ihre älteren Geschwister mussten aus ihrem Zuhause ausziehen. Christopher ging zur Arbeitsschule, um Schuster zu werden, und Emma und Margaret fanden sich im Armenhaus wieder. Katie zog bei ihrer Tante Elizabeth ein.

Als sie die Besitztümer ihrer Mutter durchsah und überlegte, was sie mitnehmen sollte, bevorzugte Katie die Dinge, die noch nach ihrer Mutter rochen: einen grünen Alpaka-rock, einen blauen Baumwollrock mit rotem Volant, Bettwäsche und ein Kissen.

Eine Woche nach Catherines Tod trug Katie an einem feuchten, kühlen Dienstagabend im Winter 1855 alles, was sie besaß, in der alten Ledertasche ihrer Mutter bei sich und betrat zum ersten Mal das Haus ihrer Tante Elizabeth in South Bermondsey. Obwohl es ein deutlich schöneres Haus war als das, in dem sie je zu wohnen hoffen konnte, machte es auf sie nur wenig Eindruck. Katie war wie benommen, umarmte das Kissen, hatte die Tasche über eine Schulter geschlungen und trug die Bettwäsche wie eine weitere Kleidungsschicht. Ihre Freundin, ihre Lehrerin, ihre Vertraute war fort. Sie war verlassen und allein in der Welt und wurde von ihrer Tante und ihrem Onkel wenig feierlich aufgenommen.

»Ich werde keine Opfer bringen, damit sie etwas zu essen bekommt«, erklärte ihr Onkel William und beäugte sie neugierig.

»Wir werden schon irgendwie klarkommen«, erwiderte Tante Elizabeth und führte Katie in ein kleines Zimmer

mit Regalen voller Stoffe, in denen ein kleines behelfsmäßiges Bett stand. »Ich kann schon seit einiger Zeit Hilfe gebrauchen.«

Sie sah Katie in die Augen. »Du wirst doch deinen Beitrag leisten, nicht wahr?«

Katie konnte nur nicken.

»Wenn ich dich anspreche«, fuhr Elizabeth sie an, »dann wirst du mir antworten und meinen Namen benutzen.«

»Ja, Tante Elizabeth«, sagte Katie mechanisch.

Ihre Tante machte ein ernstes Gesicht. Sie nahm Katies Reisetasche und stellte sie neben die Tür auf den Boden. »Jetzt gib mir diese dreckige Bettwäsche und das widerliche Kissen.«

Erschrocken erwiderte Katie: »Nein, bitte, Tante Elizabeth. Sie sind meine Mum, mein Zuhause.«

»Catherine ist fort, Mädchen. Das ist dein neues Zuhause.« Tante Elizabeth riss ihr die Sachen aus der Hand und verließ hastig das Zimmer.

Katie wäre ihr nachgelaufen, aber Onkel William stand in der Tür und starrte sie an. Verwirrt und wie betäubt stand Katie einfach nur da und sah auf ihre Füße und die rauen Bodendielen hinab. Er blieb noch eine Weile dort stehen und musterte sie von oben bis unten, dann drehte er sich abrupt um und schloss die Tür hinter sich.

Katie stieg ins Bett, legte den Kopf auf das fremde Kissen und zog die Decke eng um sich zusammen. Sie hatte noch nie in einem warmen, sauberen Bett gelegen. *Warum kann ich es nicht spüren?* Es kam ihr seltsam und unangenehm vor, und sie hätte es liebend gern gegen eine weitere Nacht in ihrem eigenen Bett und einen Gutenachtkuss ihrer Mutter eingetauscht. Sie warf die Decke beiseite, holte den Alpaka-rock ihrer Mutter aus ihrer Reisetasche und rollte sich damit auf dem Boden zusammen, um Catherines Duft einzusatmen.

Das ist nicht mein Zuhause. Ich muss eine Weile bleiben, aber ich werde eines Tages ein eigenes Zuhause haben und ein neues Leben anfangen.

Irgendwann in der Nacht erwachte sie, froh und hatte vom harten Boden ganz steife Glieder bekommen. Katie warf den Rock ins Bett und stieg hinein. Sie verbarg ihn unter dem Kissen, deckte sich zu und schlief wieder ein.